

PETER
WATSON

dot:
books

DIE
SIXTINISCHE
AUKTION

ROMAN



Über dieses Buch:

Wenn Machthunger, Geldgier und Niedertracht aufeinandertreffen ... David Colwyn leitet eines der berühmtesten Auktionshäuser Londons und hat es mit seinen großen Coups zu internationaler Anerkennung gebracht. Doch nichts davon kann ihn auf das vorbereiten, was dann passiert: Er wird zu einer Geheimaudienz nach Rom beordert - wo der Papst ihm unterbreitet, dass er die legendären Kunstschatze des Vatikans versteigern lassen will, um den Armen zu helfen! Zunächst ist Colwyn begeistert, als Organisator der größten Kunstauktion aller Zeiten in die Geschichte einzugehen. Aber der Papst hat noch weitaus größere Pläne - und einen gewissenlosen Gegner, der vor nichts zurückschreckt. Bald schon ist Colwyn in einem Netz aus Geheimnissen, Intrigen und Brutalität gefangen, aus dem es kein Entkommen zu geben scheint ...

Er erzählt in seinen Krimis aus erster Hand - der renommierte Kunstkenner Peter Watson hat selbst schon bei der Aufklärung spektakulärer Kriminalfälle mitgewirkt: »Non-stop Action, die eine unglaubliche Anziehungskraft besitzt!« Publishers Weekly

Über den Autor:

Peter Watson, geboren 1943 in Birmingham, ist der Autor zahlreicher internationaler Bestseller. Er studierte Psychologie und Musik in Durham, London und Rom und war anschließend als Journalist für angesehenen Zeitungen wie die »Times« und den »Observer« tätig. Er gilt als einer der besten Kunstspezialisten der Welt und konnte zur Aufklärung zahlreicher Kunstdiebstähle und Fälschungen beitragen.

Bei dotbooks veröffentlichte Peter Watson die Romane »Das Gemälde des Todes«, »Der letzte Verräter« und »Die ehrenwerte Familie«.

Die Website des Autors: www.peterwatsonauthor.com

eBook-Neuausgabe Februar 2022

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 1987 unter dem Originaltitel »Crusade« bei Hutchinson, London. Copyright © der englischen Originalausgabe 1987 by Peter Watson

Copyright © der deutschen Erstausgabe 1988 Econ Verlag GmbH, Düsseldorf

Copyright © der Neuausgabe 2022 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden. Titelbildgestaltung: Stefan Hilden, hildendesign.de unter Verwendung von © Shutterstock.com, Songquan Deng
eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (fb)

ISBN 978-3-98690-287-2

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook - anders als ein gedrucktes Buch - nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form

weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter.html (Unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Die sixtinische Auktion« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können – danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.dotbooks.de

www.facebook.com/dotbooks
www.instagram.com/dotbooks
blog.dotbooks.de/

Peter Watson
Die sixtinische Auktion

Roman

Aus dem Englischen von Monika Hahn-Prölss

dotbooks.

Prolog

Benedetto schaute verwundert seine Tasse an. Was war denn los? Seit mindestens acht Jahren trank er nun schon jeden Sonntagmorgen seinen Kaffee in Enzos Bar und wartete dort auf seinen Sohn, der bei der Frühmesse im Kirchenchor sang. Wenn der Junge dann kam, bestellte er noch eine Tasse, bevor sie zum Frühstück nach Hause gingen.

Es bestand kein Grund zur Eile, da Pasqualina, seine Frau, die beiden gern aus dem Haus hatte, damit sie wenigstens einmal in der Woche ausschlafen konnte. Enzos Kaffee war hervorragend, der beste von ganz Foligno. Auch heute hatte der erste Schluck gut geschmeckt. Doch nun zeichneten sich auf der dicken Flüssigkeit Ringe ab, als ob der Kaffee von unten geschüttelt würde. Seltsam. Benedetto spürte nichts. Doch im nächsten Moment – laut Zeitung vom darauffolgenden Tag genau um 8.19 Uhr – veränderte sich alles. Die schwarz-weißen Marmorfliesen unter seinen Füßen begannen zu vibrieren, Tassen und Aschenbecher klirrten, und dann stürzte ein ganzes Bord mit Gläsern auf den Boden.

Benedetto hörte das Zersplittern aber gar nicht, da gerade in kaum fünfzig Meter Entfernung jenseits der Piazza ein gewaltiges blaugolden leuchtendes Mauerstück aufs Pflaster krachte, dabei den Zeitungskiosk zertrümmerte und faustgroße Steinbrocken in alle Himmelsrichtungen wegspritzen ließ. Er erkannte das Blau und das Gold: Hoch oben an der Kirchenfassade befand sich ein berühmtes Mosaik, auf dem Christus und ein Papst als Stifter dargestellt waren.

Benedetto duckte sich mit Enzo und zwei anderen Männern hinter die Bar. Keiner von ihnen hatte bisher ein Erdbeben erlebt, doch als Italiener wußten sie, was geschah.

Das gräßliche Geräusch herunterpolternder Mauerbrocken hielt mehrere Minuten an. Dann sahen Benedetto und Enzo die Verwüstung, die das Erdbeben angerichtet hatte: Ein Torbogen, der die Kathedrale mit dem Palazzo Trinci verband, war verschwunden; auch die Nordmauer der Kathedrale, eine wunderbare Kombination aus rosa und weißem Marmor, über achthundert Jahre alt, existierte nicht mehr. Die gewaltige Fensterrosette war anscheinend ins Kircheninnere gefallen und hatte einen Teil des Dachs mitgerissen.

Benedetto mußte mitansehen, wie nun zwei der hohen Säulen des Palazzo Trinci, rot wie Blutorangen, einknickten und umfielen. Der Krach war ohrenbetäubend, lauter als jeder Donner, und dichte Wolken aus rötlichem Staub ließen den Platz wie ein Schlachtfeld erscheinen.

Die Erde war noch immer in Aufruhr. Von überall her war das Geräusch berstender Häusermauern und polternder Gesteinsmassen zu hören. Jetzt brach auch die Kuppel der Kathedrale in sich zusammen. Zuerst gab die südliche Wölbung nach und verlieh der Kuppel ein fast trunkenes Aussehen, dann folgte der Rest und verschwand im Inneren der zerstörten Kathedrale. Der krachende Aufprall klang wie der Schmerzensschrei eines gequälten Riesen.

Endlich hörte das Zittern auf, und die Erde war wieder so ruhig, als wäre nichts geschehen. Benedetto und die anderen warteten noch einige Minuten ab. Sie wollten die Bar erst dann verlassen, wenn das Schlimmste vorüber war.

Benedetto wischte sich mit einem Taschentuch den Staub vom Gesicht und stolperte auf die Straße. Sie lag voller Schutt. Wie zum Hohn war es ein strahlend schöner

Tag, als ob mit der Welt alles in Ordnung wäre. Er tastete sich über die Piazza, vorbei an dem, was vom Zeitungskiosk geblieben war, vorbei an total verbeulten Autos, vorbei an dem, was er mit einem Aufstöhnen als das zerquetschte Akkordeon von Aldo, dem Krüppel, erkannte, der den lieben langen Tag auf der Piazza spielte. Sein Körper mußte hier irgendwo unter den Steinmassen sein.

Benedetto wollte zum Nordportal der Kirche. Das stabile, von zwei roten Steinlöwen flankierte romanische Kunstwerk stand immer noch. Sogar die Wände ringsum waren - zum Teil jedenfalls - intakt. Inzwischen drangen ganz andere Laute aus der Stadt herüber - Stöhnen und Wimmern von Verwundeten, klagende Schreie von Überlebenden, deren Angehörige getötet worden waren. Doch Benedetto ging weiter.

Ins Zentrum der Kirche konnte er nicht vordringen. Dorthin waren Rosette und Nordwand gestürzt, und zuletzt war auch noch die Kuppel auf den gewaltigen Steinhaufen gedonnert. Bruchstücke aus rosa Marmor, steinerne Rinnen und verbogene Dachplatten aus Blei ragten an manchen Stellen bis zu drei Meter hoch auf. Eine nun kopflose Steinstatue des heiligen Barnabus fiel ihm auf, dann sah er die Überreste des Baldachins, eine Kopie des von Bernini stammenden Originals im Petersdom. Jetzt wußte Benedetto, daß er seinem Ziel nahe war.

Der bronzene Baldachin diente als Überdachung des Hochaltars. Dahinter befanden sich Orgel und Chorraum. Nun erst begann Benedetto, Schutt und große Steine wegzuräumen. Ab und zu lauschte er angestrengt. Von überall in der Stadt waren immer noch Schreie zu hören, doch hier, wo er stand, herrschte eine unheimliche Stille.

Benedetto machte sich wieder daran, mit bloßen Händen Mauerbrokken aus dem riesigen Haufen herauszuzerren, und hielt dann erneut inne, um zu lauschen. Er arbeitete immer hektischer. Die erste Leiche entdeckte er nach fünf Minuten. Es war der fünfzehnjährige Sohn der Gasparris.

Er legte den Körper des Jungen sacht am Rand des Schutthaufens nieder und grub weiter.

Der Mann stieß auf zwei weitere tote Chorknaben. Der eine war der neunzehnjährige Frederico Sangrilli, Sohn des Bäckers; die andere Leiche war zu entstellt, um sie identifizieren zu können. Behutsam trug Benedetto die zwei Leichen zu einer Stelle am Rand des Trümmerhügels. Dann kehrte er wieder dorthin zurück, wo eigentlich das Chorgestühl sein sollte.

Vor ihm lag ein Mauerstück mit Freskomalerei, und er erinnerte sich, daß die Decke der Apsis über dem Altar in Blau, Rosa und Weiß gehalten war. Es handelte sich um Szenen aus dem Leben des heiligen Felix, dem die Kirche geweiht war. Auf dem vor ihm liegenden Fragment schwang ein Engel mit großen Flügeln ein Schwert. Die Farben waren mit Blutspritzern gesprenkelt. Als er den Engel beiseite rückte, durchzuckte ihn ein heißer Schmerz – der Körper seines Sohnes kam zum Vorschein. Eine weißliche Staubschicht bedeckte den Körper, während der Kopf verschmiert war: Schwärzliches Blut vermengte sich mit dem Weiß des Staubes. Die Beine waren auf unnatürliche Weise verdreht, weit offen standen die Augen. Als Benedetto ein Mauerstück noch weiter aus dem Weg schob, rutschte der rechte Arm seines Sohnes ein Stück tiefer, und diese Bewegung ließ den Vater einen grausamen Moment lang hoffen, der Junge sei noch am Leben. Er beugte sich hinunter und schüttelte ihn.

»Lorenzo! Lorenzo!«

Nichts. Sein Sohn war erschlagen und zermalmt wie die anderen achtzehn Chorknaben.

Benedetto küßte seinen Sohn, berührte die klebrige Stelle an der rechten Kopfseite und spürte die schartigen Risse in der Schädeldecke. Er begann zu weinen. Während er an den Schuttbrocken zog und zerrte, kam es ihm so vor, als werde er es nie schaffen, den staubigen, schwerfälligen Körper seines toten Kindes freizukriegen. Die Tränen liefen

ihm übers Gesicht und fielen, warm wie das Leben, auf seine schmutzigen Hände, die im Geröll wühlten. Schließlich wurden Lorenzos Füße in Turnschuhen sichtbar, die so gar nicht zu dem feierlichen Chorhemd paßten. Mit siebzehn war der Junge schon so groß wie sein Vater, jedoch viel schwächer. Blind für die anderen, die mittlerweile herbeigeeilt waren und den Trümmerhaufen in der Kirche durchsuchten, hob Benedetto seinen Sohn auf die Schultern und kämpfte taumelnd um sein Gleichgewicht.

Von einer Rettungsmannschaft war nichts zu sehen. Schritt für Schritt suchte Benedetto seinen Weg durch das Chaos. Zerborstenes Chorgestühl mengte sich mit scharfkantigen, farbigen Glassplittern; kostbar verzierte Messinggeräte, nun bizarr verbeult, lugten zwischen gewölbten Dachziegeln hervor; Blumen lagen verstreut über dem formlosen Gebilde, das bisher ein Marmorsarkophag gewesen war. Als Benedetto all das hinter sich hatte, blieb er stehen, lehnte Lorenzos Körper gegen den romanischen Torbogen und wischte sich mit dem Ärmel über das feuchte, schmutzig verklebte Gesicht.

Immer mehr Menschen kamen zur großen Piazza gerannt, als es sich in der Stadt herumgesprochen hatte, daß der Bezirk um die Kathedrale am schlimmsten betroffen war. Sie wagten Benedetto nicht anzusprechen, als ihnen klar wurde, daß er schon gefunden hatte, wovor ihnen allen graute: einen toten Angehörigen unter den Ruinen. ›Es hat keinen Sinn zu warten, ich muß nach Hause‹, sagte sich Benedetto. Er hob gerade wieder die Leiche des Jungen auf seine Schulter, als er den Schrei hörte. Noch bevor er hinsah, wußte er, daß es Pasqualina war. Sie stand vor Enzos Bar. Dort hatte sie zuerst nach ihnen gesucht. Jetzt riß die Frau voller Entsetzen die Arme hoch. Lorenzo war ihr jüngstes Kind, ihr Liebling, ihr einziger Sohn gewesen. Lang hallten ihre Schreie über den Platz. Ihm kam es wie eine Ewigkeit vor.

Stunden später stand der Bürgermeister von Foligno, Sandro Sirianni, neben seinem alten Freund, Pater Umberto Narnucci, auf dem Fußballplatz der Gemeinde. Er lag ungefähr einen halben Kilometer außerhalb der Mauern der Altstadt, an der Straße nach Terni und Rom. Wie so manche Stadt in Italien wurde Foligno von den Kommunisten regiert.

Umberto Narnucci und Sandro Sirianni waren seit der Schulzeit Freunde, und so war der Bürgermeister sehr erleichtert gewesen, als er erfuhr, daß Narnucci, der die weiteren Sonntagsmessen in der Kathedrale abhalten sollte, zum Zeitpunkt des Erdbebens im nahe gelegenen Assisi bei Freunden im Kloster weilte. Siriannis eigener Sohn, der früher Chorknabe in der Kathedrale gewesen war, studierte nun zum Glück an der Mailänder Universität.

Es war ein schwerer Tag für beide Männer gewesen, und sie fühlten sich total erschöpft. Bisher - es war inzwischen sechs Uhr abends - gab es 900 Tote und 1500 Schwerverletzte. Ungefähr 2000 hatten ihr Heim verloren, und an die 350 Bewohner wurden noch vermißt. Narnucci hatte den Hinterbliebenen Trost gespendet, die ersten Vorbereitungen für die Beerdigungen getroffen und für die Obdachlosen Unterkünfte besorgt. Sirianni hatte fast noch mehr geschuftet: Er hatte kaputte Wasserleitungen repariert, Betten für die Verwundeten aufgetrieben, eine provisorische Stromversorgung für die schwer beschädigten Krankenhäuser organisiert, Campingzubehör verschafft, Zelte angefordert. Vom Militär, das in der Gegend stationiert war, hatte er eine gewisse Unterstützung bekommen, doch bis jetzt waren von der Regierung keine Rettungsmannschaften nach Foligno abkommandiert worden. Immer dieselbe alte Geschichte. Beide Männer waren der Verzweiflung nahe.

Sirianni war heute schon zum zweitenmal auf dem Fußballplatz. Beim erstenmal hatte er Carlo Volpe begrüßt, den italienischen Staatspräsidenten, der mit dem

Hubschrauber von Rom gekommen war, sobald ihn die Kunde von dem Erdbeben erreicht hatte. Er hatte sich mit eigenen Augen vom Ausmaß der Katastrophe überzeugen wollen und sofortige Hilfe versprochen. Nun war Sirianni hier, um den Papst zu verabschieden, der ebenfalls per Hubschrauber einen Besuch abgestattet hatte. Der Heilige Vater hatte alle sonstigen Verabredungen des Tages abgesagt, um einen Rundgang durch die zerstörte Stadt zu machen. Der neue Pontifex – er war kaum drei Monate im Amt – war vor zwei Stunden eingetroffen, hatte alles besichtigt, war zu den Verwundeten im Krankenhaus gegangen und hatte eine Messe in einer Schule abgehalten, die wie durch ein Wunder fast unbeschädigt geblieben war und nun als Notunterkunft diente.

Sirianni und Narnucci mußten warten, da sich der Papst noch mit dem Erzbischof der Stadt unterhielt, bevor er wieder in den Hubschrauber stieg, der ihn nach Rom zurückbringen sollte.

Für viele war es ein Schock gewesen, als das Kardinalskollegium nach einem dreizehntägigen Konklave ausgerechnet einen Amerikaner zum neuen Papst gewählt hatte. Vor allem in Italien war man unglücklich über diese Wahl und ärgerte sich darüber, daß er erst neunundfünfzig war, denn das bedeutete eine lange Ära unter einem Ausländer auf dem Heiligen Stuhl. Doch Papst Thomas – er behielt als Pontifex seinen eigenen Namen, was vor ihm nur zwei andere Heilige Väter taten – sprach immerhin fließend italienisch, hatte eine Schwäche für italienisches Eis und auch für alte Bugattis, wie er einem Journalisten gestand. Nach und nach gewann er die Herzen der Italiener.

Die Rotoren der drei Hubschrauber begannen sich zu drehen. Nach dem Attentatsversuch auf Johannes Paul II. war der Hubschrauber des Papstes anfangs mit Radar überwacht worden; darüber hinaus war eine Staffel immer in Alarmbereitschaft, um sofort einzugreifen, falls ein Versuch unternommen würde, den Helikopter abzufangen.

Seit kurzem erfüllte ein zweiter Hubschrauber – sozusagen ein Beschatter – den gleichen Zweck; außerdem war er billiger und effizienter. Im dritten Helikopter flogen Presseleute mit, denn wohin er auch kam, der neue amerikanische Papst war immer eine Zeitungsmeldung wert.

Als Seine Heiligkeit und der Erzbischof ihr Gespräch beendet hatten, kamen die beiden samt Gefolge zu Sirianni und Narnucci herüber. Papst Thomas war von Natur aus hochgewachsen, wirkte aber durch die weiße, nun etwas beschmutzte Soutane noch größer. Er hinkte leicht. Narnucci ließ sich auf ein Knie nieder und küßte den Ring des Papstes.

Die Rotoren der Helikopter drehten sich nun immer schneller, und der starke Luftstrom ließ einen Kameramann, der gerade rückwärts ging, straucheln und aus Versehen einem kleinen Mädchen auf den Fuß treten, das mit anderen Kindern darauf wartete, vom Papst gesegnet zu werden. Die Kleine schrie vor Schmerz und schlug nach dem Mann. Der ganze Zwischenfall dauerte nur Sekunden, und das Kind war auch nicht richtig verletzt, doch für Sirianni war diese unbedeutende Episode der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen brachte. Er war sowieso überreizt und kaputt von den Anstrengungen des Tages – und das Benehmen des Kameramanns ging entschieden zu weit.

Der Papst stand nun vor Sirianni. Er war von seinem Stab informiert worden, daß der Bürgermeister Kommunist war, und erwartete folglich weder Kniefall noch Handkuß. Statt dessen wollte er Sirianni die Hand schütteln. Der nächste Kameramann stand keine drei Meter weit entfernt.

»Sie sehen müde aus, Signor Sirianni. Wir lassen Sie jetzt in Ruhe, denn wir haben Sie schon lange genug aufgehalten. Sie haben noch viel Arbeit vor sich.«

Der Heilige Vater hielt immer noch die Hand ausgestreckt, doch Sirianni ergriff sie nicht. Thomas ahnte,

daß es Schwierigkeiten geben würde. Die Kamera war direkt auf ihn gerichtet.

»Sie haben unsere Unterstützung«, redete der Papst weiter und wählte extra nicht das Wort ›Segen‹. »Unsere Gedanken sind bei Ihnen allen. Wir werden helfen, soweit es uns möglich ist. Priester, Krankenschwestern, Fahrer. Ich werde selbst dafür sorgen.

Sirianni schwieg noch immer. Der Papst schaute rasch zu Narnucci hinüber, dann wieder zum Bürgermeister. Da der Kameramann eine gewisse Unsicherheit beim Papst bemerkte, kam er instinktiv näher. Thomas trat einen Schritt nach vorne und nahm Sirianni beim Arm. »Wir müssen gemeinsam arbei ...«

Weiter kam er nicht. Mit einer wilden Bewegung, die in den nächsten paar Stunden in aller Welt auf den Bildschirmen gezeigt werden würde, schüttelte Sirianni die Hand des Papstes ab und schrie ihn an: »Arbeiten! Händeschütteln ist keine Arbeit! Leute segnen und Trost spenden ist keine Arbeit!« Er funkelte den Kameramann an. »Im Fernsehen auftreten ist keine Arbeit!«

Narnucci versuchte ihn zu beruhigen, doch er wehrte auch ihn ab und wandte sich wieder dem Papst zu, der sehr blaß geworden war. »Hunderte sind heute hier gestorben. Diejenigen von uns, die glücklicherweise überlebt haben, sind obdachlos, verwaist. Unsere Herzen sind gebrochen, und Sie versprechen uns Priester und Gebete ...« Er spuckte verächtlich aus. »Der Präsident war auch schon hier und hat uns Versprechen gegeben. Doch dann kehrte er in sein schönes Zuhause in Rom zurück, wie Sie's auch gleich tun werden.« Seine Stimme wurde immer lauter. »Wohin können wir gehen?« Tränen standen in Siriannis Augen, als er auf seine Uhr deutete. »Sechs Uhr! Sechs Uhr! Fast zehn Stunden sind seit dem Beben vergangen – und immer noch keine Rettungsmannschaften. Keine einzige Decke, kein Karton mit Lebensmitteln, kein Zelt, das wir nicht ganz allein organisieren mußten.«

Der Papst blieb unbeweglich stehen, während Sirianni wütete und die Kameras jedes Detail aufzeichneten. »Sie können Ihre Priester, Gebete und Versprechen behalten. Wir brauchen Geld. Geld! Lire, Dollars, Pfund, Francs, Gold, uns ist alles recht. Aber lassen Sie uns mit Ihren Segnungen, Versprechen und Gebeten in Frieden, die nur dazu führen, daß Sie sich gut fühlen, die uns aber genauso hilflos und elend bleiben lassen, wie wir's nun mal sind.«

Atemlos und mit tränennassen Augen starrte der Bürgermeister kriegerisch den Papst an, der immer noch schweigend vor ihm stand. Dann veränderte sich jäh Siriannis Gesicht - es wurde unsäglich traurig, und der ganze Haß auf die katholische Kirche wurde aufgesogen von dem großen Leid dieses Tages. Der starke Luftstrom, der durch die Rotoren der drei Hubschrauber aufgewirbelt wurde, zerzauste sein Haar, als er sich aufschluchzend umdrehte und quer über das Fußballfeld zu seiner heimgesuchten Stadt zurücktrottete. Papst Thomas und die Kameras schauten ihm nach.

Teil I

1. Kapitel

David Colwyn nippte an seinem Whisky und schaute auf die lombardische Ebene, die neuntausend Meter unter ihm lag. Im leichten Dunst wirkten Autobahnen und Flüsse wie wirre, farbige Bänder. Aus dieser Höhe sah die verbaute Landschaft idyllisch und ruhig aus. David war jedoch gar nicht ruhig zumute.

Als Geschäftsführer und Hauptauktionator eines der traditionsreichsten Auktionshäuser der Welt war er viel auf Reisen. Das ›Carlisle‹ in New York, das ›Mandarin‹ in Hongkong, das ›Beau Rivage‹ in Genf – in diesen Hotels fühlte er sich fast ebenso zu Hause wie in seiner Londoner Wohnung. Normalerweise standen seine Reisepläne schon Wochen im voraus fest. Die großen Versteigerungen von alten Meistern, Impressionisten, von kostbaren Möbeln oder Schmuck hatten ihren eigenen Rhythmus, dem er jahrein, jahraus folgte. Doch diesmal war es anders. Der heutige Flug nach Rom war völlig ungeplant.

Eigentlich sollte dieser Tag ruhig verlaufen. Vormittags im Büro Vorbereitungen für den kommenden Verkauf von MacIver House, einem weiteren britischen Landsitz, dessen Inventar aufgrund finanzieller Schwierigkeiten auf den Markt kam. Lunch bei ›Wiltons‹ in der Jermyn Street mit dem Kulturredakteur der *New York Times*, der gerade in London war. Am Nachmittag nichts Wichtiges, wenn man einen Besuch beim Zahnarzt als nicht wichtig ansah, und am Abend schließlich eine Einladung nach Covent Garden von Sir Roland Lavery, Direktor der Tate Gallery. David hatte vermutet, daß Lavery die Gelegenheit benutzen würde, um ihm einiges über die Gemälde zu erzählen, die die Galerie in den kommenden Monaten anzukaufen

beabsichtigte. Doch all das war vergessen, als das Telephon am Morgen um 7.30 Uhr geläutet hatte ...

Er war nach dem Schwimmen gerade ins Haus zurückgekehrt und hatte ärgerlich nach dem Hörer gegriffen, weil er so früh gestört wurde, war aber auch gespannt gewesen, da es sich voraussichtlich um etwas Dringendes handelte. Vielleicht rief ein Kollege aus dem Ausland an, da die Auktionsfirma überall Zweigstellen hatte. Irrtum! Eine unbekannte Männerstimme sagte: »Entschuldigung. Spreche ich mit Mr. Colwyn von Hamilton's?«

»Ja, und wer sind Sie?«

»Einen Augenblick bitte. Ich verbinde Sie mit Monsignore Hale.« Monsignore Hale. David legte seine Schwimmsachen auf einen Stuhl und schaute durchs Fenster. Warum rief Hale ihn zu solch unchristlich früher Stunde an? David hatte den apostolischen Gesandten nur einmal bei einem Ausstellungsempfang getroffen. Doch er wußte, daß Jasper Hale in London einen guten Ruf hatte: weltläufig, witzig, ein Wein- und Sprachkundiger.

Es klickte in der Leitung, als der Gesandte den Hörer aufnahm. »Seien Sie bitte nicht böse, daß ich Sie so früh anrufe, Mr. Colwyn, aber Seine Heiligkeit hält es für dringend.«

»Seine Heiligkeit?« David runzelte die Stirn. Ob der Gesandte wohl wußte, daß David Katholik war?

»Ich hoffe, daß Sie jetzt gehörig beeindruckt sind«, sagte Hale lachend. »Ich war's jedenfalls, als er mich vor einer halben Stunde höchstpersönlich aus Rom anrief. Allerdings ist man uns dort ja auch um eine Stunde voraus.«

David erwiderte nichts. Hoffentlich kam der Monsignore bald zur Sache. Ihn fröstelte.

»Sicher haben Sie schon das Sprichwort gehört: ›Gottes Wege sind unerforschlich‹, Mr. Colwyn. In meiner Stellung bin ich daran gewöhnt, aber viele Leute sind es nicht. Ich habe ein Geheimnis für Sie.« Er machte eine Pause.

»Wunderbar. Ich bin verrückt auf Geheimnisse.«

»Danke, daß Sie's mir erleichtern, Mr. Colwyn. Hier kommt die große Neuigkeit: Der Heilige Vater möchte, daß Sie ihn besuchen. Heute noch. Geheimnisvoll ist daran, daß er nicht sagen will, worum es sich handelt. Es ist alles top-secret. Er wählte mich als Vermittler, nicht den Erzbischof von Westminster, weil dort noch ärger der Klatsch gedeiht als bei uns. Seine Heiligkeit verriet mir nichts, sondern bat mich nur, Sie so schnell wie möglich zu ihm zu schicken. Es ist brandeilig.«

David schossen viele Gedanken auf einmal durch den Kopf. »Bin ich ... als Privatperson eingeladen, Monsignore, oder in meiner beruflichen Funktion?«

»Ich wünschte, ich wüßte es, Mr. Colwyn. Aber ich weiß nur, daß ich sofort einen der Sekretäre des Heiligen Vaters anrufen soll, sobald Sie sich entschieden haben. Falls Sie einverstanden sind, wird mein Chauffeur Sie rechtzeitig abholen und zum Flughafen bringen. Die Alitalia-Maschine geht um zwei Uhr nachmittags. Sie haben abends um halb sieben einen Termin bei Seiner Heiligkeit. Im ›Hassler‹ ist ein Zimmer für Sie reserviert - wenn Ihnen das zusagt. Morgen können Sie dann nach London zurückfliegen.«

Es kam ja nicht alle Tage vor, daß ein Papst um eine Unterredung bat. Dennoch zögerte David. »Monsignore, Sie wissen vermutlich, daß ich Katholik bin?«

»Ja, Mr. Colwyn.«

»Wissen Sie auch, daß ich getrennt von meiner Frau lebe, die keine Katholikin ist?« Sarah hatte ihn vor über einem Jahr Hals über Kopf wegen eines Unterstaatssekretärs der Regierung verlassen. Ihr gemeinsamer Sohn Ned wohnte meist bei ihr, was für David am schwersten zu ertragen war. Die letzten Monate waren eine Qual für ihn gewesen, und er kam erst allmählich wieder auf die Beine.

»Ja. Es tut mir leid für Sie.«

»Ich erwähne das nur, weil es vielleicht irgendwann zu einer Scheidung kommt. Es ist noch nicht abzusehen. Doch ich möchte Seine Heiligkeit nicht in Verlegenheit bringen.«

»So kann nur ein gewissenhafter Katholik sprechen, Mr. Colwyn. Bitte vergessen Sie nicht, daß Papst Thomas Amerikaner ist. Zwar nicht so nüchtern wie US-Präsident Roskill, aber eben doch Realist. Die Kirche wird sich unter diesem Heiligen Vater wandeln, daran besteht kein Zweifel. Im Hinblick auf Geburtenregelung und Scheidung, vielleicht sogar im Hinblick auf Priesterehen. Rom ist viel zu lange rückständig gewesen. Deshalb ist gerade er ja auch gewählt worden. Machen Sie sich also keine unnötigen Gedanken. Sie werden in Thomas Murray einen intelligenten und liebenswerten Mann kennenlernen. Einen Macher, um es salopp auszudrücken.«

Über Davids Haus dröhnte ein Jet, der zum Landeanflug in Heathrow ansetzte. Wegen der tiefhängenden Wolken blieb er unsichtbar. – Vielleicht schien in Rom die Sonne ...

»Also gut«, sagte David. »In meinem heutigen Terminplan ist nichts unaufschiebbar. Ich freue mich auf Seine Heiligkeit.«

»Ich danke Ihnen«, erwiderte der Gesandte hörbar erleichtert. »Noch eine Kleinigkeit: Vermutlich haben Sie eine Privatsekretärin, die Sie für alle Fälle über Ihr Reiseziel informieren müssen. Doch der Heilige Vater wäre Ihnen dankbar, wenn Sie anderen gegenüber Stillschweigen bewahren würden.«

»Einverstanden. Meine Sekretärin, Sally Middleton, ist verschwiegen und vertrauenswürdig.«

»Wunderbar. Ich rufe jetzt gleich in Rom an. Mein Chauffeur kann Sie in Ihrem Büro abholen – sagen wir um halb eins? In Rom werden Sie dann auf dem Flughafen erwartet.«

»Da alles top-secret sein soll, nehme ich lieber ein ganz normales Taxi.«

»Sie haben natürlich recht, Mr. Colwyn, ein Taxi ist viel besser. Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Flug und hoffe auf ein gutes Ende dieser geheimnisvollen Geschichte.«

Bevor David in Heathrow angekommen war, hatte er unterwegs die Zeitung gelesen und die Nachrichten im Taxiradio gehört. Hauptthema war überall das schwere Erdbeben in Foligno, das schätzungsweise zwölfhundert Menschenleben gefordert hatte. Noch etwas anderes brachten die Medien groß heraus - den Angriff des kommunistischen Bürgermeistermeisters auf den Papst. Alle gaben sich empört darüber, daß der Papst so abscheulich beschimpft worden war, nachdem er alle Termine abgesagt hatte, um nach Foligno zu fliegen - nur die kommunistischen Blätter Italiens waren auf Siriannis Seite. In einigen Boulevardzeitungen wurde die Attacke auf den Papst sogar als die größere Sensation gehandelt. Erdbeben hatte es schließlich schon oft gegeben, doch eine öffentliche Hetztirade auf den Papst - die hatte schließlich Seltenheitswert.

Die Alitalia-Maschine landete pünktlich. Als David aus dem grünen Tunnel kam, sah er einen Chauffeur, der ein Schild mit seinem Namen in die Höhe hob. Dann fuhren sie in einem unauffälligen schwarzen Mercedes los. David war ein großer Kenner der römischen Malerei, insbesondere des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, und kannte daher alle Kirchen, Palazzi und Bibliotheken sehr gut. Dazu gehörten auch der Petersdom, die Vatikanischen Museen und das Geheimarchiv, doch im eigentlichen Vatikanstaat, wo der Papst und die Kurie residierten, war er nie gewesen. Er war sehr gespannt darauf.

An der Porta Sant' Anna, dem eher inoffiziellen Eingang des Vatikan in der Via di Porta Angelica, wurde der Mercedes von einem Posten der Schweizergarde angehalten, doch sofort darauf durchgelassen, da der Gardist den Chauffeur erkannte und folglich annahm, daß David erwartet wurde.

Was dann kam, überraschte David. Als sie das Tor passierten, deutete der Fahrer auf die Bank des Vatikan zur Linken, hinter der die päpstlichen Gemächer lagen, wo die Audienz vermutlich stattfinden würde. Doch nein, sie fuhren durch einen Torbogen in einen weiteren Innenhof, wo links die Borgia-Gemächer und rechts das Geheimarchiv zu sehen waren. Ein weiterer Torbogen wurde passiert, der diesmal in ein Gebäude führte. Gleich darauf ging es nach links eine Rampe mit Kopfsteinpflaster hinauf, die übertunnelt war, und dann hinaus in ein von hohen Mauern umgebenes Geviert. Der Chauffeur wurde erneut von einem Wachposten angehalten, der diesmal jedoch Polizeiuniform trug. Beim Bremsen machte der Fahrer eine beiläufige Handbewegung zu einem Gebäude hin und murmelte: »Sixtinische Kapelle.«

David verrenkte sich fast den Hals, als er hinaufschaute. Ihm war bisher nicht klar gewesen, wie hoch sie war.

Auf den Posten folgte wieder ein Torbogen, worauf David die Apsis des Petersdoms und die vatikanischen Gärten vor sich sah. Der Wagen machte eine scharfe Rechtskehre unter einem weiteren - dem wievielten? - Steinportal hindurch und fuhr dann ungefähr dreihundert Meter eine schnurgerade Straße entlang, rechts flankiert von einem Bau, der nach Davids Schätzung zum Vatikanischen Museum gehörte. Auf der gegenüberliegenden Seite erstreckten sich die Gärten mit Buchsbaumhecken, Koniferen, japanischen Ahornbäumen und einem Wasserfall.

Der Mercedes hielt am Ende der geraden Straße, die hier eine rechtwinklige Kurve machte. Ein weiteres

wuchtiges Gebäude ragte vor ihnen auf, und in den Winkel zwischen den beiden großen Bauten war eine unauffällige graugrüne Tür geklemmt. Der Chauffeur stieg aus und führte David direkt dorthin. Die Tür wurde von einem Sicherheitsbeamten geöffnet, der David in einen kleinen Raum brachte, wo er schon bald von einer zierlichen Nonne in grauer Tracht abgeholt wurde. Sie sagte auf englisch: »Mr. Colwyn? Folgen Sie mir bitte.« Zügig stiegen sie nun eine breite Marmortreppe hinauf. Oben angekommen, standen sie in einem großen Vestibül, wo weitere Posten Wache hielten. Jetzt geleitete die Nonne David in einen unglaublich langen Gang; er mochte wohl an die hundertvierzig Meter sein. »Bitte warten Sie hier, Mr. Colwyn. Der Heilige Vater wird gleich kommen.« Sie ließ ihn mit den Wachposten allein.

Da erst wurde David klar, daß es sich beileibe nicht um einen gewöhnlichen Gang handelte; man hatte ihn in die Pinakothek des Vatikan gebracht.

Die Galerie bestand aus einer wahren Flucht von Räumen, die hintereinander auf einer Achse lagen, und durch die Verbindungstüren konnte man vom einen Ende bis zum anderen schauen. Er war natürlich schon einmal hier gewesen, doch das lag lange zurück.

David schaute auf die Uhr. Kurz vor halb sieben. Papst Thomas war ein vielbeschäftigter Mann und würde sich vermutlich einige Minuten verspäten. Also schlenderte David die Galerie entlang. Warum wollte ihn der Heilige Vater ausgerechnet hier treffen? Das Ganze wurde immer geheimnisvoller.

Die ersten Räume beherbergten frühe Gemälde, ikonenhafte Bilder auf prächtigem Goldgrund, meistens aus dem 14. Jahrhundert, aus Siena, Florenz, Rimini. David kannte Sammler, die nicht mal vor Mord zurückschrecken würden, um in den Besitz solcher Bilder zu gelangen, doch ihn ließ diese Kunst eher kalt. Einer der nächsten Räume gefiel ihm schon besser, wo Pinturicchio und Perugino

vertreten waren. David liebte Pinturicchios Überschwang, sein leuchtendes Grün und Rot. Auf seinen Bildern war Leben.

Gerade als David weitergehen wollte, entstand hinter ihm Unruhe. Er schaute sich um. Aus dem großen Vestibül kam der Papst gehinkt, fast unwirklich in seiner weiß leuchtenden Soutane. Mehrere Gestalten umringten ihn. David ging der Gruppe entgegen, unschlüssig über die Form der Begrüßung. Sollte er niederknien? Oder nur die Hand schütteln? Der Heilige Vater schien heute besonders stark zu hinken. Warum hinkte er eigentlich? David hatte es vergessen, falls er es überhaupt jemals gewußt hatte.

Als der Papst noch einige Meter entfernt war, rief er schon: »Vielen Dank, daß Sie gleich gekommen sind, Mr. Colwyn. Sie haben schließlich einen vollen Terminkalender. Ich stehe in Ihrer Schuld. Aber ich hoffe, daß es für Sie keine Zeitverschwendung sein wird.« Dann streckte er die Hand aus, und es war ganz eindeutig, daß er keinen Handkuß erwartete.

»Monsignore Hale ist sehr überzeugend, Eure Heiligkeit.«

Der Papst lächelte. Er war etwas größer, als David erwartet hatte, und wirkte bemerkenswert fit, wenn man davon absah, daß er das linke Bein hinterherzog. Sein graumeliertes Haar war dicht und glänzend, die Augen - grünlich, falls das Licht nicht täuschte - wirkten hellwach, und der volle Mund war alles andere als verkniffen. Es war ein offenes, wenn auch beherrschtes Gesicht. Als sie sich die Hand schüttelten, registrierte David überrascht, daß der Papst nicht nur nach teurer Seife, sondern sogar nach Eau de Cologne roch.

Seine Heiligkeit stellte nun seine Begleiter vor. Aus Höflichkeit zuerst die einzige Frau in der Runde, Elizabeth Lisle, die Pressereferentin des Vatikan. Kurz nach seiner Wahl zum Papst, die sowieso schon umstritten war, hatte Thomas Murray mit der Ernennung Elizabeth Lisles für

weitere Aufregung gesorgt. Eine Frau auf diesem wichtigen Posten, und Amerikanerin war sie noch dazu! Doch im Grunde war es gar kein so kühner Schritt, wie manche behaupteten. Die »Päpstliche Kommission für Öffentlichkeitsarbeit« - so die vatikanische Bezeichnung für das Pressebüro - hatte auf untergeordneten Posten schon seit langem Frauen beschäftigt, häufig Amerikanerinnen. Der Papst wollte dadurch, daß er einer Frau die Leitung übertrug und sie in sein Vertrauen zog, etwas Entscheidendes für die Gleichberechtigung tun, ohne zu fundamentalen Veränderungen innerhalb der Kirchenpolitik gezwungen zu sein. Auf diese Weise konnte er ohne lange interne Querelen der Welt signalisieren, daß sich in Rom ein Wandel anbahnte. Es war ein kluger Schachzug, der Thomas als den geborenen Politiker erkennen ließ. Viele von denen, die anfangs äußerst kritisch reagiert hatten, gaben dies inzwischen zu.

David reichte Elizabeth die Hand. Sie trug ein dunkles Kostüm und eine weiße Seidenbluse. »Willkommen im Vatikan, Mr. Colwyn«, begrüßte sie ihn. »Ich habe alles für Sie arrangiert. Beschweren Sie sich also bitte bei mir, wenn Ihnen etwas nicht paßt.«

David schüttelte lächelnd den Kopf. »Bisher nicht nötig. Das ›Hassler‹ ist in Rom seit jeher mein Lieblingshotel.«

Dann wandte er seine Aufmerksamkeit dem streng aussehenden Mann mit Brille zu, der links neben ihr stand. Er erkannte Kardinal Ottavio Massoni, den zweitmächtigsten Mann im Vatikan, Staatssekretär des Papstes. Als Italiener und Konservativer war er bei der Papstwahl Thomas' stärkster Rivale gewesen. Die beiden Männer waren so verschieden wie Peter und Paul. Es war eine Überraschung für alle Beteiligten, als Thomas ausgerechnet Massoni den wichtigen Posten anbot, doch noch erstaunlicher war, daß der Italiener ihn annahm. Der fast siebzigjährige kahlköpfige Massoni erinnerte fatal an einen Totenschädel und war bekannt für seine

Schweigsamkeit. Von den Spaßvögeln im Staatssekretariat wurde er nur P. A. genannt, was für »pronto - arrivederci« stand, die einzigen Worte, die er angeblich je am Telephon äußerte. Also wunderte es David nicht, als der Kardinal nur einen Schritt vortrat, ihm die Hand gab, »buona sera« sagte und wieder zurücktrat.

Ein zweiter Kardinal wurde David als Luciano Zingale, Präsident des Patrimoniums des Heiligen Stuhls, vorgestellt. Rundköpfig und dick, ähnelte er mehr einem Boxer als einem Kirchenmann, was auch durch die randlose Brille nicht aufgehoben wurde. Doch er verbeugte sich höflich, als er David die Hand gab.

Dann war da noch Pater Patrick O'Rourke, der erste Privatsekretär des Papstes, und daneben stand Dottore Mauro Tecce, Generalsekretär der apostolischen Bauten, Museen und Galerien. Den dritten Mann kannte David persönlich. Es war Dottore Giulio Venturini, Kurator der Gemäldegalerie, wo sie sich nun alle befanden. David hatte ihn oft in Ausstellungen und ein paarmal sogar bei Versteigerungen gesehen, hatte seine Bücher gelesen und schon neben ihm im Geheimarchiv des Vatikans gesessen. Venturini lächelte ihm flüchtig zu, eher argwöhnisch als freundlich. Was war denn los?

»Hier entlang, Mr. Colwyn«, sagte der Papst und führte ihn weiter in die Galerie hinein. Die anderen folgten. Thomas ging an mehreren toskanischen Statuen des 13. und 14. Jahrhunderts vorbei, an Pinturicchio und Perugino, bis er zu einem Saal am Ende gelangte. Von Deckenlampen und einem großen Oberlicht erhellt, schien der Raum blaugrün zu schimmern, da der Marmorfußboden hauptsächlich in Grün gehalten war, während die Gobelins an den Wänden das fast schon typische Bläßblau uralter Gewebe zeigten.

An der rückwärtigen Wand hingen drei große Gemälde. Auf dem mittleren schwebte Christus über einer Gruppe von etwa zwanzig Menschen, die vor Verwunderung wie

erstarrt wirkten – mit aufgerissenen Mündern und Augen. Das Bild zur Rechten zeigte in der oberen Hälfte die Krönung der Jungfrau Maria und darunter die zwölf Apostel, die das leere Grab umstanden und gen Himmel blickten. Der Papst stellte sich vor das Gemälde auf der linken Seite.

Thomas gab den Wachposten, die das päpstliche Gefolge begleitet hatten, mit einer Handbewegung zu verstehen, daß sie gehen sollten. Dann wandte er sich an seinen Gast: »Mr. Colwyn, unsere Unterhaltung ist streng vertraulich. Ich kann mich doch auf Sie verlassen?« David nickte.

»Gut. Offen gesagt, hoffe ich, daß wir ins Geschäft kommen können. Falls nicht, hat diese Zusammenkunft nie stattgefunden. Ist das klar?«

»Völlig klar.« David platzte fast vor Ungeduld.

Papst Thomas schaute die Gemälde an und sprach weiter: »Ich habe gehört, daß Sie nicht nur Geschäftsführer von Hamilton's sind, sondern auch ein Experte für römische Malerei. Deshalb sind Ihnen diese Meisterwerke vermutlich vertrauter als mir.« Der Papst warf David einen scharfen Blick zu, kritisch und abwartend.

David hatte sich in der Kunstwelt einen Namen gemacht; nicht nur als fähiger Auktionator, sondern auch als Kunstgeschichtler mit gutem Gespür. Seine Entdeckungen, seine »großen Coups« hatten ihm internationale Anerkennung verschafft. Der erste war ihm schon zu Beginn seiner Karriere gelungen, als er auf einige Schriftstücke im Besitz einer römischen Patrizierfamilie stieß, die ihn auf die Fährte einer verschwundenen Skulptur des großen Barockbildhauers Gianlorenzo Bernini brachten. Er verfolgte die Spur weiter bis zu einer Familie in Deutschland, die keine Ahnung hatte, welchen Schatz sie in ihrem Wintergarten beherbergte. Beim zweiten Coup ging es um ein kleines Madonnenbild in einer schwedischen Privatsammlung, Es war falsch katalogisiert worden, und David konnte nachweisen, daß es von Raphael

stammte und einst dem habsburgischen Kaiser Rudolf II. gehörte, der in Prag residiert hatte. Später war es in die Hände der schwedischen Königin übergegangen, deren Truppen im Dreißigjährigen Krieg viele Bilder in Prag erbeuteten ... Der Besitzer der kleinen Madonna zierte sich denn auch nicht lange, sondern ließ sie von Hamilton's versteigern - für über zehn Millionen Pfund.

David musterte aufmerksam das Gemälde, vor dem der Papst stand. Es zeigte in der oberen Hälfte eine Madonna mit Kind, umrahmt von einem großen goldenen Heiligenschein und vielen Wölkchen in Form von Cherubinen. Darunter standen und knieten mit emporgewandten Gesichtern ein kleiner Engel und mehrere Heilige. Das Bild leuchtete in satten Rot- und Goldtönen, in rauchigem Blau und saftigem Dunkelgrün.

Der Heilige Vater half ihm mit keinem Wort weiter, und David war einen Moment verwirrt durch das allgemeine Schweigen. Also schaute er wieder das Gemälde in der Mitte an, Raphaels Meisterwerk ›Die Verklärung Christi‹, dann das rechte, das ebenso beeindruckende Bild ›Die Krönung Mariä‹. Endlich ging ihm ein Licht auf. Als er die Titel der Bilder rekapitulierte, erkannte er, auf welchen Zusammenhang es dem Papst ankam. Das Gemälde vor ihnen war Raphaels ›Die Madonna von Foligno‹.

»Ich möchte es verkaufen, Mr. Colwyn, und den Erlös den Erdbebenopfern von Foligno zukommen lassen.«

»Was!« David merkte zu spät, daß er förmlich schrie. Der Papst legte ihm die Hand auf den Arm, als wolle er ihn beruhigen. Die anderen schwiegen immer noch.

»Sicher haben Sie heute schon Zeitung gelesen, Radio gehört oder den Fernseher eingeschaltet. Also wissen Sie auch von dem Angriff des Bürgermeisters von Foligno, einem Kommunisten. Vermutlich sollte ich dankbar sein, daß die Medien anscheinend mehr auf meiner Seite sind als auf seiner. Aber man wäre schlecht beraten, wollte man all das glauben, was über einen verbreitet wird, noch dazu,

wenn man erst so kurz im Amt ist. Vielleicht ist Ihnen wie mir aufgefallen, daß in einigen Fällen die Nachricht über Signor Siriannis Ausbruch wichtiger genommen wurde als das Erdbebenunglück selbst.«

Der Papst rieb sich gedankenverloren den Oberschenkel. Dabei fiel David plötzlich ein, daß Thomas als junger Mann in kirchlichen Angelegenheiten nach Kambodscha geschickt worden war und dort eine Schußverletzung davongetragen hatte, die ihn von da an hinken ließ. »Setzen wir uns lieber hin«, sagte der Papst jetzt lächelnd und deutete zu einigen Holzsesseln unter einem Gobelin hinüber. Sie setzten sich nebeneinander, während die anderen stehenblieben.

»Tecce! Darf ich hier rauchen?«

»Aber natürlich, Eure Heiligkeit.«

Der Papst zog aus seiner Soutane eine Packung Zigaretten und bot sie David an, der den Kopf schüttelte.

Thomas ließ sein Feuerzeug klicken und blies den bläulichen Rauch in die Luft. »Ein Raucher ist heutzutage fast noch einsamer als ein Papst. Außer mir scheint hier kein Mensch dieser Angewohnheit zu frönen«, sagte er schmunzelnd. »Mr. Colwyn, sind Sie vielleicht gerade wieder auf der Suche nach einem verschwundenen Bild?« fragte er dann.

David lächelte. »Eines der ältesten Geheimnisse in der Kunst hat mich total in seinen Bann gezogen. Ich beschäftige mich in meiner freien Zeit nur noch damit.«

»Oh, lassen Sie mich hören«, bat Thomas, der David offenbar Zeit geben wollte, sich an den kühnen Vorschlag zu gewöhnen, den er ihm gemacht hatte.

»Es geht um Leonardo da Vinci. Wie Sie vielleicht wissen, besitzen die Londoner National Gallery und der Louvre in Paris jeweils ein Bild von ihm, das ›Die Jungfrau in den Felsen‹ heißt. Sie sind fast identisch. Der Witz dabei ist, daß nur eines der beiden echt ist, das andere eine Fälschung, die bisher aber nicht entlarvt werden konnte.